

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

IV. JAHRGANG.

N^o 84.

Freitag am 18. Februar

1842.

Don dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zustellung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumerationen an. In Laibach pränumerirt man beim Verteiler am Raan, Nr. 190, im ersten Stode.

Oesterreichisches Odeon.

Herausgegeben von Carl Opago.

Proben aus dem 3. Hefte.

1. Eine Kirche Gottes.

Muserbaut' ich einen Münster,
Einen Dom zur Ehre Gottes,
Hoch und herrlich, zu beschämen
Alle Dome dieser Welt,
Der hinaufreicht zu den Sternen
Bis an's stille Himmelszelt.

Starke Säulen sind's, auf denen
Ruht das riesige Gewölbe,
Deren eine heißt Ergebung
In das irdische Geschick,
Die, umstrickt von Qual und Schrecknis,
Nichtet himmelwärts den Blick.

Und der zweite der gewalt'gen
Unererschütterlichen Pfeiler
Ist die feste Ueberzeugung
Von des höchsten Herrn Geduld,
Der da gern vergibt dem Reu'gen
Sein Verbrechen, seine Schuld.

Eine Säule ist die Demuth,
Die in aller Pracht der Erde,
In der Kron', im Königsmantel,
Sicht nur Gottes Widerschein,
Die an's Herz schlägt, leise rufend:
»Alles, Alles, Herr ist Dein!«

Und die vierte die Begeist'ring
Für der Schöpfung weite Wunder,
Die, ein Nar, auf Silberkügeln
Sich in's Reich der Sonnen schwingt,
Dass in's Auge, in das glühende,
Auf die Bluth des Lebens dringt.

In des ersten Domes Mitte
Flammt im Purpurschein des Herzens
Still das ew'ge Licht der Andacht,
Und es fällt sein milder Strahl
Auf das Gold des Hochaltars;
Christus d'rauf in Kreuzesqual.

Auf den langen schmalen Fenstern
Dieses hehren Gotteshauses

Glänzt in bunten Malereien
Eine reiche Zauberflur,
Blumen, Ströme, Berg' und grüne,
Dichte Wälder — die Natur.

Und das Thurmpaar dieses Münsters,
Das hinaufragt in den Himmel,
Ist der Glauben, dass die Seele
Ueber Sternen ewig lebt,
Ist die Hoffnung, süßentzückend,
Dass kein Tod das Herz begräbt.

Eine unermess'ne Fernsicht
Hast du von der Thürme Spitzen
In das aufgeschlossene Jenseits.
Niederfinst du vor dem Glanz,
Siehst den Herrn du strahlend thronen
In der seligen Geister Kranz.

Solchen wunderfamen Münster
Baut' ich auf zur Ehre Gottes.
Neigen müssen sich die Dome
Tief vor seiner Herrlichkeit,
Denn ich selber, der unsterblich,
Hab' als Dom mich Gott geweiht!

Carl Opago.

Die Muffen beim Zuckerbäcker.

Wahre Anekdote aus dem Kriegesleben meines Freundes H., und aus seinem Munde nach erzählt.

Es war im Jahre 1813, als wir, zur großen Völkerschlacht bei Leipzig marschirend, mit einer Abtheilung des russischen Heeres zugleich vor Freiberg ankamen. Ein schon lange anhaltendes Unwetter hatte uns die ganze Marschzeit hindurch begleitet, wobei es ohnehin an aller Bequemlichkeit, an den nothwendigsten Erquickungen, und auch zum Theile an Lebensmitteln gebrach. Kein Wunder also, dass wir schon kaum den Zeitpunkt erwarteten, in Freiberg uns laben und erholen zu können. Siehe da! als wir das ersehnte Ziel erreicht hatten, kam plötzlich der Befehl, »dass kein Mensch sich in die Stadt begeben dürfe, wo das Hauptquartier lag, sondern dass sämmtliche Truppen außerhalb Freiberg zu campiren haben«, womit unsere Hoffnung und Erwartung zu nichte und uns die Bescherung zu Theil wurde, im Koth auf offenem Felde dem Hunger zu Gaste zu kommen. Ich war damals Fähnrich, 20

Jahre alt, hatte schon von Natur aus viel Appetit, noch mehr aber damals nach so langem Fasten und so vielen Anstrengungen. Ich konnte nicht umhin, mein Leiden ein Paar Cameraden gleichen Alters zu klagen, und wir beschloßen einstimmig, es koste was es wolle, nach Freiberg zu gehen, und uns daseibst auf irgend eine Art den Besitz von Eswaaren zu verschaffen. Gesagt, gethan! kaum war die Nacht angebrochen, als wir, in Mäntel tief verhüllt, gen Freiberg schlichen, und uns sachte und vorsichtig zum Stadthore hinein stahlen.

Wir standen still und debattirten, wohin wir unsere Schritte lenken sollten, als uns ganz nahe ein beleuchtetes Gewölbe mit einer Glashüre auffiel, aus welchem Kästen und Kuffen mit verschiedenen gefüllten Flaschen und Gläsern uns anlachten. Mit einem Sprunge waren wir darin, und begehrten Wein, Braten, Brot, und wer weiß, was noch Alles; allein der Eigenthümer bat uns höflichst, aus seinen Waaren zu ersehen, daß er kein Gastwirth, sondern Zuckerbäcker sei, daher er uns beim besten Willen nicht mit dem Geforderten, wohl aber mit Zucker- und Backwerk, dann Liqueuren aufwarten könne. Da es nicht rathsam war, nach einem Gasthause in der Stadt herum zu suchen, die blinkenden Gläser mit Pastetchen, Torten und Naschwerk aller Art, dann Liqueurs und Rossgliedern aller Farben unsern Appetit nur noch mehr rege gemacht hatte, so folgten wir der freundlichen Einladung des Zuckerbäckers, und traten in ein Nebencabinet, welches durch eine mit Vorhängen versehene Glashüre vom Gewölbe getrennt war.

Bald hatten wir eine bedeutende Menge sehr guten Backwerks und Liqueurs vertilgt, unser herbes Schicksal damit ziemlich versüßt, und wollten, nach bezahlter äußerst billiger Rechnung, unsern Rückweg antreten; da erhob sich auf der Straße ein Tumult, die Thüre des Gewölbes wurde krachend aufgerissen, und der ganze Raum desselben füllte sich mit russischen Militärs aller Waffengattungen. Einen Augenblick nach dem Eintritte herrschte Todtenstille in dem Haufen. Ohne den in demüthiger Stellung dastehenden Zuckerbäcker eines Blickes zu würdigen, mufterten Alle mit flammenden Augen die herumstehenden Leckerbissen, bis — nach Verschiedenheit des Geschmacks — sich Jeder sein Ziel ersehen hatte. Nun ging es los! Mit einem in den meisten europäischen, und ich glaube auch einigen asiatischen Sprachen erschallenden Schlachtgeschrei begann das Gemehel, von Gelächter und Trinksprüchen begleitet. Die Niederlage war furchtbar; bald waren sämmtliche Gläser und Flaschen geleert, und flogen ohne weitere Umwege bei einem Fenster hinaus auf die Straße. Wir sahen, ohne bemerkt zu werden, der ganzen Affaire aus unserem Verstecke zu. Der Zuckerbäcker stürzte zitternd und todtenbleich in's Cabinet, rang die Hände, und rief jammernd, er sei ein armer, ein unglücklicher, ein geschlagener Mann. Wir hatten Mühe, ihn wieder auf das Schlachtfeld hinaus zu schieben, um nicht verrathen zu werden, wenn ihm einer seiner nordischen Gäste nachgekommen wäre.

Jetzt hatten die Russen geendet, verschiedene, allgemein verständliche Laute bewährten ihr Wohlbehagen und ihre volle Zufriedenheit mit dem Genossen; nach der Rechnung fragte jedoch Niemand, und die Verzweiflung des Zuckerbäckers stieg noch höher. Da traten die Russen enger zusammen und murmelten ein Paar Secunden unter einander, wernach Börsen, Beutel und Gürtel hervorgezogen, auch Fäuste voll Münzen unmittelbar aus den Taschen hervorgeholt, und auf einen dastehenden Tisch geschüttet wurden, bis ein hoher, tüchtiger Haufen Kupfer, Silber und Gold datag, worauf die Gesellschaft zur Thüre hinaus stürmte. Nun traten wir in das Gewölbe; der Zuckerbäcker stand sprachlos am Tische, und staunte den Haufen Geld an. Als er wieder zur Besinnung kam, stürzte er uns Einem nach dem Andern mit thränenden Augen in die Arme und schrie: „Ich bin kein geschlagener, kein armer, sondern ein glücklicher, ein reicher Mann!“ und machte sich dann ohne Weiteres mit Freude strahlenden Augen daran, die Münzen aller Gattungen, darunter wir mehre türkische und persische bemerkten, zu sortiren.

Wir gratulirten unserem wackeren Wirth zu dem verdienten Lohne seiner Höflichkeit und Zuorkommenheit, und gingen nach unserem Lager zurück, wo wir auch wohlbehalten und unbemerkt eintrafen.

M. Feinko.

Bilder aus der Ferne.

V. Der Untergang des Tonquin.

(Fortsetzung.)

Da der Tonquin den Auftrag hatte, die Küstenfahrt nach Norden zu machen, um in den verschiedenen Häfen Pelzwerk einzuhandeln, und im Herbst nach Astoria zurückzukehren, so wurde einmüthig beschloßen, daß Herr Mac Kay die Reise als Supercargo mitmachen, und Herr Lewis als Schiffschreiber ihn begleiten sollte. Am 1. Junius ging der Tonquin unter Segel, und fuhr bis zur Bakers-Bai hinab, wo er durch widrige Winde aufgehalten wurde; am 5. des Morgens aber ging er mit frischem Wind in See, und trat mit vollen Segeln die unglückliche Fahrt an, von der er nie wieder zurückkehren sollte, während sich am 23. Julius Herr Stuart mit angemessener Begleitung in Handelsangelegenheiten nach dem Innern auf den Weg machte.

Die Abfahrt des Tonquin und Stuart's mit seinen Leuten hatte auf den Gang der Dinge in Astoria eine auffallende Wirkung. Die Eingebornen, die den Platz umschwärmten, zogen sich nach und nach zurück, und endlich war auch nicht ein einziger Indianer mehr zu sehen. Man schrieb dieses anfangs dem Mangel an Pelzwerk zu, bald aber erklärte sich das Geheimniß auf weit beunruhigendere Weise. Eine Verschwörung, hieß es, sei unter den benachbarten Stämmen im Werke, um die jetzt an Zahl so geringen weißen Männer zu überfallen. Zu diesem Zwecke hatten die Krieger in einer benachbarten Bai eine Versammlung unter dem Vorwande des Störfangs gehalten, und ganze Flotten von Canots sollten aus Norden und Süden zu ihnen stoßen. Selbst Comcomly, den einäu-

gigen Häuptling; hatte man, seiner Freundschaftversicherungen gegen Herrn Dougal ungeachtet, stark im Verdachte, daß auch er an dem allgemeinen Bündniß Theil genommen.

Beunruhigt von den Gerüchten über die drohende Gefahr, stellten die Astorianer ihre gewöhnliche Arbeit ein, und beschäftigten sich mit Errichtung von Vertheidigungswerken. Nach einigen Tagen schon waren das Wohnhaus und die Magazine mit einem 90 Fuß in's Gevierte haltenden Pallisadenzaun, von zwei Bastionen flankirt, umgeben, auf denen zwei Bierpfündner aufgepflanzt wurden. Alle übten sich täglich im Gebrauche ihrer Waffen, und des Nachts schloßen sie sich in ihre Befestigung ein, und stellten Schildwachen aus, um gegen Ueberfall gesichert zu sein. Mit diesen Vorkehrungen hofften sie sich gegen jeden Angriff bis zum Eintreffen der von Herrn Hunt über die Felsengebirge geführten Mannschaft, oder bis zur Rückkehr des Tonquin, halten zu können. Die letztere Hoffnung sollte jedoch zerstört werden. Anfangs August fand sich eine herumziehende Horde Wilder von der Straße Juan de Fuca an der Mündung des Columbia ein. Diese brachte traurige Nachrichten von dem Tonquin, die man anfangs für Märchen hielt, die aber leider von einer andern, einige Tage später eintreffenden Horde bestätigt wurden. Wir wollen die nähern Umstände dieses traurigen Ereignisses so genau erzählen, als die uns zugekommenen, in manchen Puncten sich widersprechenden Nachrichten dies nur immer gestatten.

Wie bereits erwähnt, segelte der Tonquin am 5. Junius von der Mündung des Columbia ab. Die Zahl sämmtlicher an Bord befindlichen Mannschaft belief sich auf dreiundzwanzig. In einer der äußern Buchten stießen sie auf ein Canot mit indianischen Fischern, unter denen einer schon zweimal die Reise an der Küste gemacht hatte, und die Sprache der verschiedenen an derselben wohnenden Stämme etwas verstand. Dieser willigte ein, die Reise als Dolmetscher mitzumachen.

Gegen Norden steuernd, erreichte Capitän Thorn nach einigen Tagen schon Bercouvers-Eiland, wo er, ganz gegen den Rath seines indianischen Dolmetschers, der ihn vor den treulosen Bewohnern dieses Theiles der Küste warnte, im Hafen von Newiti vor Anker ging. Bald fanden sich eine Menge Indianer in Canots ein, und brachten Seeotterfelle zum Verkaufe. Es war bereits zu spät am Tage, um noch einen Handel einleiten zu können; Herr Mac Kay ging jedoch in Begleitung einiger Mannschaft an's Land in ein großes Dorf, um Wicananisch, dem Häuptling des umliegenden Landes, einen Besuch abzustatten, während dessen sechs Indianer als Geiseln an Bord blieben. Er wurde mit großen Freundschaftversicherungen aufgenommen, gastfreundlich bewirthet, und in der Wohnung des Häuptlings, bei dem er die Nacht zubrachte, bereitete man ihm ein Lager aus Seeotterfellen.

Am andern Morgen, noch ehe Herr Mac Kay nach dem Schiffe zurückgekehrt war, fanden sich eine Menge Eingeborner in ihren Canots ein, geführt von zwei Söhnen des Häuptlings. Da sie viele Seeotterfelle bei sich

hatten, und aller Anschein zu einem lebhaften Handel vorhanden war, so wartete Capitän Thorn die Rückkehr Herrn Mac Kay's gar nicht ab, sondern breitete seine Decken, Lächer, Messer, Glascorallen, Fischangeln u. s. w. lockend auf dem Verdeck aus, und hoffte auf einen raschen und gewinnreichen Verkehr. Die Indianer waren jedoch nicht so begierig und einfältig, als er sich eingebildet, denn sie hatten den Handel und Werth der Waaren von den Küstenschifffahrern kennen gelernt, die zuweilen zu ihnen kamen. Zudem wurden sie von einem alten schlaue Häuptling, Namens Nukamis, geleitet, der im Handel mit den neuenglischen Schiffen grau geworden war, und sich nicht wenig auf seine Feinheit zu Gute that. Wenn Capitän Thorn seiner Meinung nach einen recht annehmbaren Preis für ein Otterfell bot, so verwarf der alte schlaue Indianer das Anerbieten mit Verachtung, und forderte mehr als das Doppelte. Alle seine Cameraden folgten seinem Beispiel, und so war auch nicht ein einziges Otterfell um einen billigen Preis zu haben.

Der alte Fuchs ging jedoch zu weit, und irrte sich in dem Character des Mannes, mit dem er zu thun hatte. Thorn war ein gerader Seemann, der weder zweierlei Preise noch zweierlei Redensarten kannte; zudem fehlte es ihm an Geduld und Fügsamkeit, und von den beim Handel üblichen Kniffen verstand er durchaus Nichts. Er war stolz und verachtete die Wilden; da er sich nun mit ihnen nicht verständigen konnte, so steckte er die Hände in die Taschen, und ging schweigend auf dem Verdecke auf und ab. Der alte schlaue Indianer folgte ihm Schritt vor Schritt, und hielt ihm, so oft er auf seinem Spaziergang umkehrte, ein Otterfell vor, indem er ihn bestürmte, es zu kaufen. Da dem Wilden auch Dies nicht glückte, so änderte er plötzlich seinen Ton, und verspottete den Capitän, daß er so niedrige Preise auf die Waare biete. Dies war zu viel für Thorn's Geduld, der zudem keinen Spas verstand, besonders wenn man sich denselben auf seine Kosten erlaubte; er drehte sich rasch um, ergriff das Otterfell, rieb dem Alten das Gesicht damit, und wies ihn unter nichts weniger als höflichen Andeutungen zur Beschleunigung seiner Schritte vom Schiffe. Dann warf er alle zum Verkaufe auf dem Verdecke ausgebreiteten Pelzwaaren rechts und links auf dem Verdecke umher, und brach allen Verkehr auf die schimpflichste Weise ab.

Der alte Nukamis ruderte zornenbrannt nach dem Ufer; Shewisch, einer der Söhne des Häuptlings Wicananisch, folgte ihm Rache brütend sogleich mit den Uebrigen, und bald war das Schiff von allen Indianern geräumt.

Als Herr Mac Kay an Bord zurückkam, erzählte ihm der Dolmetscher, was vorgegangen, und beschwor ihn, den Capitän zu veranlassen, daß er unverweilt unter Segel gehe, denn er kenne den rachsüchtigen Character dieser Wilden, und wisse, daß sie niemals einen ihrem Häuptling wiederfahrenen Schimpf ungeahndet ließen. Mac Kay der die Gemüthsart der Indianer aus eigener Erfahrung kannte, ging sogleich zu dem Capitän, der noch immer vol-

ler Zorn auf dem Verdecke hin und her schritt, stellte ihm die Gefahr vor, welcher sein übereiltes Benehmen das Schiff ausgefetzt hatte, und bat ihn dringend, die Ankerlichter zu lassen. Thorn verwarf diese Warnung mit Verachtung, indem er auf seine Canonen und Flinten, als eine hinlängliche Schutzwehr gegen nackte Wilde, deutete. Weitere Bitten hatten nur spöttische Gegenreden zur Folge, die zuletzt mit einem heftigen Wortwechsel endeten. Der Tag verging indeß ohne alle Feindseligkeit von Seite der Indianer, und am Abend zog sich der Capitän in seine Cajüte zurück, ohne mehr als die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Neues.

(Das Leopoldstädtertheater in Wien.) Ich habe dieses Theater, heißt es in Nr. 5 der recht interessanten „Sonntagsblätter“, während der letzten Jahre kaum einigemal voll gesehen. Von Tag zu Tag nimmt seine Beliebtheit, sein Besuch ab. Und es liegt etwas Wehmüthiges darin. Der einstige Centralpunct der ungezügeltsten Lust und Heiterkeit, der Tempel der rosarothesten Laune, des muthwilligsten Scherzes, ist jetzt so düster, melancholisch und öde geworden. Die alten Freunde, welche dieser Bühne in ihren jungen, glücklichen Tagen so zugethan waren, haben sich in ihren alten tristen treulos von ihr gewendet, und junge Freunde versteht sie nicht mehr zu locken. Wie der altgewordene hilflose Flottwell in Raimund's „Verschwender“ steht sie einsam und verlassen da, und kein treuer Valentin will ihr nahen! Alle Versuche, die Sterbende zu retten — scheitern. Scholz und Nestroy, auf einer andern Bühne die stärksten Magnete, ziehen hier nicht. Stücke, die anderswo dreißig volle Häuser machen, machen hier kaum eines. Die Posse will nicht erheitern, die Pantomime nicht belustigen, das Schauspiel nicht rühren. In den letzten Tagen ließ Bäuerle's köstliche „falsche Primadonna“ mit einem renommirten Gast, Hrn. Gödemann, und Scholz's Benefice, eine ältere Posse, „der Bernsteinring“, das Haus leer. Was ist zu thun? Die Todten — Raimund, Korntheuer, Schuster, Krones, kann man nicht heraufbeschwören, und die Lebenden kann man nicht besser machen, als sie sind. Das Leopoldstädter Theaterpublicum, früher das unbefangenste, nachsichtvollste der Welt, sitzt jetzt streng und kritisch zu Gerichte. Das frühere unauslöschliche Gelächter hat sich jetzt in ein bedächtiges Lächeln verwandelt. Es liegt etwas Tragisches in dieser Komik! „Gallen seh' ich Zweig auf Zweig, kaum noch hält der morsche Stamm!“ —

(Aus der Damenwelt.) Einige pariser Damen, selbst einige von Rang, erlauben sich, die Cigarette jetzt nicht mehr blos in ihrem Salon beim Caminfeuer, sondern rauchen auch auf ihren Spaziergängen. Auch das Schnupfen wollen einige Damen wieder in die Mode bringen. Weid's, bemerkt der „Aufmerksame“, geschieht auch in Grätz. —

(Erfindung.) Die „allgemeine wiener Musikzeitung“ berichtet: Der Director des Orchesters der großen Oper in Paris hat eine Vorrichtung erfunden, um die Choristen auf der Bühne fortwährend im gleichen Tacte zu erhalten. Er hat nämlich bei seinem Pulte Fußtasten anbringen lassen, die durch einen einfachen Mechanismus den Anfang jedes Tactes an die Coulissen anschlagen, so, daß die Chöre in genauer Verbindung mit dem Orchester bleiben, und es dem Führer derselben leicht gemacht wird, die Massen zu leiten. —

(Bälle mit singendem Orchester.) In Paris sind mehre Bälle gegeben worden, bei welchen das Orchester nicht aus Instrumenten, sondern aus Stimmen bestand. Ein Duzend Dilettanten beiderlei Geschlechtes sang Contre-Dances, Walzer oder einen Galopp, und Andere tanzten darauf. —

(Friedensfuß.) Nicht nur Frankreich, lesen wir im „Humoristen“, hat jetzt seine Armee auf den Friedensfuß gesetzt, sondern auch das augsburger Theater hat dasselbe gethan, denn bei der neulichen Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ waren die dabei vorkommenden Heere jedesmal nicht mehr als vier Mann stark. —

Mannigfaltiges.

Der Tod des Kaisers Alexander von Rußland.

J. G. Kohl widmet in seinen „Reisen im Innern von Rußland und Polen“ einen amüsanten Abschnitt der Schilderung einiger russischen Sonderlinge, deren Leben und Treiben wohl um so mehr der Gegenstand allgemeiner Neugierde und Unterhaltung gewesen sein mag, als im Ganzen, wie der genannte Reisende versichert, sich in dem Charakter der russischen Nation nicht viele Elemente zur Erzeugung außergewöhnlicher psychologischer Erscheinungen und origineller Charaktere finden. So wahlte er denn unter Andern mit aller Lebendigkeit die Eigenthümlichkeiten, durch welche die Lebensweise eines gewissen Herrn aus einer der reichsten, doch nicht zu den vornehmen gebürigen Familien, ausgezeichnet war. „Das Wertwürdigste aber“, heißt es dann, „im ganzen Leben dieses Mannes war die Art und Weise seines Todes. Er hing nämlich mit Leib und Seele an seinem Kaiser (Alexander), um so mehr, da er von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war. Als er nun eines Tages auf seiner Promenade die Neugierde vom Tode seines hohen Vönners in Erfahrung gebracht hatte, ergriff ihn diese Trauerbotschaft so gewaltig, daß er kaum seiner mächtig, in tiefen Schmerz versunken, nach Hause wankte. Als er zu Hause in den Kreis der Seinigen eintrat, stieß er mit einem langen Seufzer die Worte hervor: „Gospodar umer!“ (Der Kaiser ist todt!) und fiel, die Hände ringend, besinnungslos zu Boden. Man hob ihn auf, und er gab wenige Augenblicke darauf in den Armen der Seinigen den Geist auf. — Es war übrigens dieser Mann nicht der einzige Ruße, dem bei der Nachricht von Alexander's Tode das Herz brach. Man citirt noch mehre Beispiele der Art, sowohl in Petersburg als in Moskau, und ein Ruße versicherte mir, er wolle das Höchste verwetten, daß, wenn man Alles aus dem ganzen russischen Reiche zusammenrechnet, zu derselben Zeit gewiß nahe an hundert Menschen aus derselben Ursache und auf dieselbe Weise gestorben wären. Vielleicht ist dieß das Stärkste, was irgendwo in der Geschichte von Liebe zum Staatsoberhaupte zu finden ist.“

Historisches Tagebuch.

Zusammengestellt von einem Landpriester.

15. Februar

- 1637 starb der römisch-deutsche Kaiser Ferdinand II.
1839 starb in Wien der in Krain am 11. December 1760 geborne Thomas Doliner, Dr. der Rechte, k. k. Professor, und ausgezeichnete juridischer Schriftsteller.

16. Februar

- 1727 war zu Leyden der berühmte Botaniker Nikolaus Freiherr von Jacquin geboren; gestorben am 26. October 1817.
1841 wurde mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät bestimmt, daß die Krankenpflege im allgemeinen Civil-Krankenhaus zu Graz den dort einzuführenden barmherzigen Schwestern vom Orden des heil. Vinzenz von Paul übertragen werde.

17. Februar

- 1710 langte Graf von Kaunitz, Coadjutor des saibacher Bisthums, in Saibach an.
1823 starb in Berlin Emil Friederich Kleist, Graf von Moldendorf, preussischer Feldmarschall, der sich im Befreiungskriege 1813, vorzüglich aber am 30. August 1813 bei Culm, auszeichnete.

18. Februar

- 1790 starb die Kaiserin Elisabeth, geborne Herzogin von Württemberg, erste Gemahlin Kaiser Franz I. von Oesterreich.